

Museum 2.0 – Notizen zum Museum als Plattform gesellschaftlichen Wandels

Joachim Baur

Im Frühjahr 1903 versammelte die Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtsvereinigungen eine stattliche Anzahl von Direktoren und Fachleuten der größten deutschen Museen in Mannheim. Gelagt wurde unter dem Titel „Museen als Volkshilfsanstalten“ – in den Worten eines Teilnehmers „ein Thema, das heute aller Orten gleichsam in der Luft liegt“. Im einflussreichen Referat forderte Alfred Lichtwark, der Direktor der Hamburger Kunsthalle und Vordenker der Museumspädagogik, seine Museumskollegen auf „die Nutzbarmachung ihrer Anstalten für weitere Kreise neben den unbedingt notwendigen wissenschaftlichen Zielen näher ins Auge zu fassen.“¹

Auch im Folgenden wird es darum gehen, die „Nutzbarmachung unserer Anstalten“ für größere, gesellschaftliche Zwecke zu erwägen und ein Thema in den Blick zu nehmen, das heutzutage „aller Orten gleichsam in der Luft liegt“: Museen als Plattform gesellschaftlichen Wandels. So stand etwa der Internationale Museumstag 2008 unter exakt diesem Motto: „Museen und gesellschaftlicher Wandel“ oder, wie es etwas ausführlicher und präziser auf englisch hieß, „Museums as agents of social change and development“. Zahlreiche Konferenzen nehmen sich der gesellschaftlichen Rolle der Institution an und die Literatur zu Museen und sozialer Verantwortung, in der internationalen Diskussion vielfach unter dem Schlagwort „social inclusion“, ist in den letzten Jahren stetig angewachsen.²

I. Um den ausufernden Komplex einzukreisen, empfiehlt sich zunächst ein Seitenblick auf ein Verständnis des Museums, das es insbesondere in den deutschen Debatten der letzten Jahrzehnte zu einiger Prominenz gebracht hat, das dem Begriff vom Museum als Plattform gesellschaftlichen Wandels allerdings diametral entgegensteht. Gemeint ist die Kompensationstheorie des Philosophen Hermann Lübbe. In einem Vortrag mit dem Titel „Der Fortschritt und das Mu-

II.

Dass diese Sicht vom Museum als Akteur gesellschaftlicher Wandlungs- und Gestaltungsprozesse keineswegs neu ist, wurde bereits eingangs mit dem Verweis auf die Mannheimer Tagung vor über 100 Jahren angedeutet. Tatsächlich lässt sich die Diskussion um das Museum als Vehikel gesellschaftlicher Reform bis zu dessen Ursprung als öffentliche Institution zurückverfolgen. Carsten Kretschmann hat unlängst eindrücklich gezeigt, wie sich etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts die neu gegründeten Naturhistorischen Gesellschaften und ihre Museen darauf verpflichtet sahen, „der Bildung des Individuums zu dienen und durch diese Bildung des Individuums zugleich die gesamte Gesellschaft zu reformieren.“³ Bereits damals, so Kretschmann weiter, verstanden sich Museen „als Indikator und Faktor des sozialen Wandels.“⁴ Auf Ähnliches hebt der australische Museums-theoretiker Tony Bennett ab, wenn er in seiner Studie „The Birth of the Museum“ den langjährigen Kurator der amerikanischen Smithsonian Institution, George Brown Goode auftreten lässt. Dieser hatte in einer 1895 erschienenen Abhandlung Museen als „passionless reformers“ charakterisiert und ihren zivilisierenden Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen gepriesen.⁵ Bennett – dies nur am Rande – sieht diese sozialreformatorischen Aktivitäten wesentlich kritischer als Kretschmann. An Michel Foucaults Arbeiten zur Gouvernementalität, zur Regierung des Selbst, geschult, stellt er das Museum in eine ganze Reihe kultureller Technologien der Sozialdisziplinierung. Wenn diese Debatte hier auch nicht vertieft werden kann, so sei zumindest darauf hingewiesen, dass es lohnend sein mag, entlang dieser kritischen Perspektive Kontinuitäten auszuloten und zu fragen, welche und wessen Vorstellungen von Gesellschaftsmanagement in der heutigen Engführung von Museum und gesellschaftlichem Wandel zum Ausdruck kommen.

In neuerer Zeit sind die Stimmen, die die Wahrnehmung einer aktiven gesellschaftlichen Rolle des Museums einfordern, noch lauter geworden, und der Tenor hat sich in manchem verschoben. Bekannt ist etwa die Gegenüberstellung vom Museum als Tempel versus als Forum, die Duncan Cameron 1971 in die Diskussion warf und die in der deutschen Debatte in gewisser Weise als Ellenbeinturm versus Fußgängerzone nachhallte.⁶ Öffnung und Demokratisierung der Institution als Ausdruck und Impuls sich demokratisierender Gesellschaften wurden darin zum maßgeblichen Gegenstand. Ihren Niederschlag in der Museumslandschaft fand dies etwa in der Gründung von Neighborhood oder

Community Museen, die sich – immer nahe an der Bevölkerung – in besonderem Maße die Bearbeitung sozialer Fragen in Ausstellungen, aber auch weit darüber hinausgehende Aktivitäten, auf die Fahnen schrieben.⁷

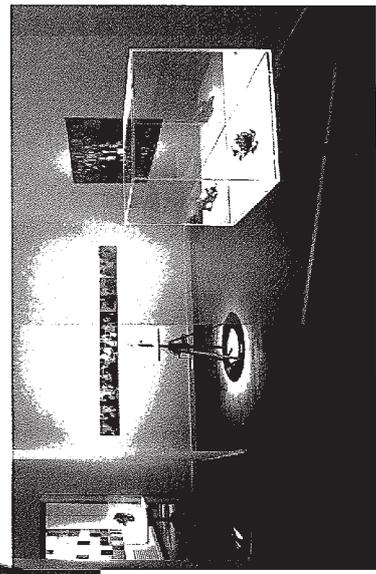
Ich werfe diese sporadischen historischen Schlaglichter ein, um deutlich zu machen, dass wir uns mit der Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz des Museums keineswegs im luftleeren Raum bewegen oder dass wir meinen sollten, wir seien damit gar besonders innovativ. Die Geschichte des Museums ist in vielem die Geschichte von einer Plattform gesellschaftlichen Wandels im Wandel. Der einflussreiche Alfred Lichtwark hielt in diesem Sinne 1903 fest: „Solange die Museen nicht versteinern, werden sie sich wandeln müssen. Jede Generation wird ihnen neue Aufgaben bieten.“¹⁰

Zu fragen wäre also: Was sind die Aufgaben, denen sich Museen heute zu stellen haben? Was ist das spezifisch Neue oder zumindest das aktuell Drängende, das es notwendig und sinnvoll macht, sich im Jahr 2008 mit Museen als Plattform gesellschaftlichen Wandels auseinanderzusetzen? Ich werde in meinen folgenden Notizen zwei Aspekte herausgreifen. Zum einen lassen sich eine Vielzahl von aktuellen gesellschaftlichen Fragen ausmachen, die man von der Warte des Museums aus in den Blick nehmen könnte. Als Beispiele, die schnell in den Kopf kommen, seien nun genannt: Probleme fortschreitender Umweltzerstörung und die Zukunft des Planeten, das Altern der Gesellschaft und der Dialog der Generationen oder der Wandel von Arbeitsprozessen in einer postindustriellen Gesellschaft. Ich möchte hier in besonderem Maße auf einen weiteren Komplex eingehen, zu dem das Museum unter Umständen einen förderlichen Beitrag leisten kann: die Gestaltung der Einwanderungsgesellschaft in einer globalisierten Welt.

Zum anderen und grundlegender gilt es die Operationen der Institution Museum an sich zu reflektieren und dabei insbesondere das Verhältnis des Museums zu seinen Öffentlichkeiten neu zu denken. Unter dem Schlagwort „Museum 2.0“ werde ich hierzu in einem zweiten Schritt einige Gedanken formulieren.

III.

Im Rahmen der Statistischen Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland wurde für das Jahr 2006 zusätzlich zu den üblichen Daten nach interkulturellen Projekten von und in Museen gefragt. Die Frage lautete konkret: „Hat ihr Museum Angebote für ausländische Mitbürger? Und wenn ja, welche?“ Knapp ein Fünftel der



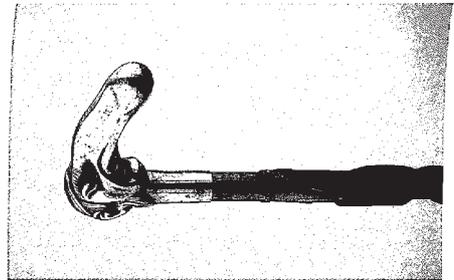
Ausstellungsansicht „Typisch Klischees von Juden und anderen“, Jans Ziehe, Jüdisches Museum Berlin, Foto: Jans Ziehe

Museen gab an, entsprechende Programme durchzuführen. In dem Bericht herausgehoben wurden Ausstellungsprojekte, die sich explizit dem Thema Migration angenommen hatten, wie das EU-Projekt „Migration Work Identity“, an dem das Berliner Museum Europäische Kulturen und das Museum der Arbeit Hamburg beteiligt waren, oder spezielle museumspädagogische Programme wie der deutsch-jüdische Familientag des Naturkundemuseums Bielefeld. Insgesamt kommt die Studie jedoch zu der nüchternen Einschätzung, dass es sich bei den Bemühungen mehrheitlich um punktuelle und temporär begrenzte Angebote handele und kontinuierliche Programme bislang die Ausnahme seien.¹¹ Nimmt man diese Daten zur Grundlage, so scheint in der deutschen Museumslandschaft im Hinblick auf die Wahrnehmung einer aktiven Rolle in der Gestaltung der multikulturellen Gesellschaft durchaus noch Luft nach oben zu sein.

Zugleich scheint mir die Fragestellung der statistischen Erhebung selbst recht beschränkt. Wenn es den Beitrag von Museen zum Feld Interkultur und Migration einzuschätzen gilt, so reicht es nicht aus, nach „Angeboten für ausländische Mitbürger“ zu fragen. Vielmehr gilt es, die Aktivitäten des Museums umfassender in den Blick zu nehmen, nicht nur eng definierte Zielgruppen und spezielle Programme zu betrachten – die sattsam bekannte Ausgliederung in die Museumspädagogik – sondern das traditionelle Kerngeschäft des Museums, das Sammeln und Ausstellen, anzusehen.

In der Diskussion der letzten Jahrzehnte wurde auf breiter Basis herausgearbeitet, wie das Museum im Lauf seiner Geschichte durch Kategorisierungen und Repräsentationen zur Konstruktion des Eigenen und des Fremden und damit auch zu Exklusion, Diskriminierung und Stereotypisierung beigetragen hat.¹² Richard Sandell von der Universität Leicester, einer der vorwichtigsten Vertreter einer engagierten Rolle des Museums gegen soziale Ungleichheit, fordert denn, diese Tradition gleichsam auf den Kopf zu stellen: „Auf welche Weise“, fragt er, „kehren Museen die Prozesse von Ausgrenzung und Othering um, um kulturelle Vielfalt einzubeziehen und zu feiern statt zu stereotypisieren?“¹³ Hier wäre in der Tat anzusehen – und dabei ist in den letzten Jahrzehnten ja bereits einiges in Bewegung gekommen. Viele Museen, ethnologische zumal, haben sich im Zeichen der Neuen Museologie auf breiter Front mit ihrem historischen Erbe der Inszenierung und Verfremdung des Anderen auseinander gesetzt und nehmen sich eben diese Mechanismen nun in selbstreflexiver Weise vielfach selbst zum Thema.

Die Ausstellung „Typisch! Klischees von Juden und anderen.“, die im Frühjahr 2008 im Jüdischen Museum Berlin zu sehen war, wäre ein einschlägiges Beispiel dieser Tendenz. Indem darin die Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern offen gelegt und somit diskussionsfähig wird, leistet sie einen wichtigen Beitrag zur Schärfung von Basiskompetenzen im Umgang mit kultureller Vielfalt. Die Kritik an älteren musealen Repräsentationen, sei es von Geschichte, sei es von Kulturen, haben überdies vielerorts dazu geführt,



Wiener Spiezierstock, Wien nach 1900, Foto: Jüdisches Museum Wien, David M. Peters

dass ehemals marginalisierte – und das heißt eben auch migrantische – Geschichten, Aspekte, Positionen und Perspektiven in die Darstellung einbezogen wurden. Diese „Politik der Anerkennung“, um das Schlagwort von Charles Taylor anzuführen, gilt es fortzusetzen und auszuweiten.

Das Museum ist dabei in einer ausgezeichneten Position, um für die Komplexitäten der Migrationsgesellschaft zu sensibilisieren. Denn es hat es in aller Regel mit Dingen zu tun und diese Dinge sind stets vielschichtig, mehrdeutig, konnotations- und assoziationsgeladen, bedeutungsstufen. Sie lassen sich von den unterschiedlichsten Positionen aus betrachten, geben Auskunft – mal mehr, mal weniger bereitwillig – nur in Abhängigkeit von den Fragen, die wir uns und ihnen stellen. Wenn wir Objekte in diesem Sinne als Knoten in einem Netz wandernder Bedeutungen und, wie Stephen Greenblatt, als Kreuzungspunkte „sozialer Energien“ begreifen,¹⁴ so ist von Beginn an ein Spiel der Differenzen in Gang gesetzt, in dem scheinbar gesicherte Positionen von Eigenem und Fremdem unhalbar werden.¹⁵ Es ist dieses Potenzial der objektgestützten Destabilisierung von Zuschreibungen, die Peter Sloterdijk meint, wenn er dem Museum die Qualität zuspricht, „eine Gesellschaft, die sich an Identifizierungen klammert, in einen intelligenten Grenzverkehr mit dem Fremden zu verwickeln.“¹⁶ Mit dem Fremden sind dabei, das dürfte deutlich sein, nicht die zitierten „ausländischen Mitbürger“ gemeint – das wäre genau der Mechanismus des Othering, in dem Fremdheit gleichsam personalisiert, ausgelagert und fixiert ist. Stattdessen gilt es anhand von Perspektivwechseln und Perspektivverschränkungen in der musealen Darstellung sichtbar Eigenes und Anderes beifällig im Fluss zu halten. Wenn häufig festgestellt wird, dass das Museum seine Bedeutung vor allem als „Schule des Sehens“ entfaltet, so würde ich also weitergehen: Das Museum lehrt nicht nur zu sehen, sondern es kann – wie kaum eine andere Institution – dazu anregen, die Dinge – im wörtlichen wie im übertragenen Sinn – aus verschiedenen Blickwinkeln zu sehen. Die Vermittlung und das Einüben von Multiperspektivität werden damit zu einer der vornehmsten Aufgaben und einem der fruchtbarsten Felder des Museums.

Im Blick auf die museale Reflexion der Migrationsgesellschaft wäre es dabei unabdingbar, sich nicht auf Sonderausstellungen oder gesonderte Abteilungen permanenter Ausstellungen zu Themen wie Ein- und Auswanderung zu beschränken – wiewohl solcherart Aktivitäten unbestritten wichtig und, wenngleich sich in den letzten Jahren einiges getan hat, noch immer ausbaufähig sind. Vonnöten wäre,

dass sich die Rahmenerzählungen deutscher Museen – der historischen zumal – weiter öffnen. Noch zu häufig finden sich Geschichten, die von Seshhaftigkeit als Maßstab und Zielpunkt ausgehen. Hier gilt es endgültig einen Paradigmenwechsel zu vollziehen und Migration als Normalfall in unsere Darstellungen in toto einzuschreiben.¹⁷ Der lokale, regionale, nationale Rahmen firmiert dann nicht mehr als fixe Größe, sondern nurmehr als Kreuzungspunkt von Wanderungen – von Menschen, Dingen und Ideen.

Ein Ort, an dem solche Geschichten in Bewegung in exemplarischer Weise auf die Bühne gebracht werden könnten, wäre ein zu gründendes Migrationsmuseum und ein Museum, das sich auch der Einwanderung und darüber hinaus dem Wechselverhältnis der beiden Dimensionen in der „longue durée“ annimmt. In den USA, in Kanada und Australien, neuerdings auch in Frankreich, arbeiten solche Einrichtungen bereits seit Jahren mit einem Erfolg.¹⁸

Indem sie die übergeordnete Relevanz des Themas Migration signalisieren, ihre Operationen auf maximale Inklusivität und kulturelle Vielfalt auslegen, einen Erinnerungs- und Repräsentationsort sowie eine Arena zur Auseinandersetzung über heutige Einwanderungsgesellschaften bereitstellen, verkörpern sie Plattformen gesellschaftlichen Wandels im besten Sinne. Gewiss dürfte eine solche eigenständige Institution nicht als Alibi zur Nichtbehandlung des Komplexes in bestehenden Institutionen herangezogen wer-

Ausstellungsansicht „Repères“, Foto: Cité nationale de l'histoire de l'immigration, Awanef Chengel



den¹⁹ – doch scheint mir dies kein realistisches Szenario und das Gegenargument häufig selbst eher Alibi. Meines Erachtens ist es höchste Zeit, in Deutschland nachzuziehen und das zentrale Thema Migration mit einem eigenen Haus strukturell in der Museumslandschaft zu verankern. Bei der Institutionalisierung eines solchen „sichtbaren Zeichens der Einwanderungsgesellschaft“ wäre neben der versammelten Museumsszene vor allem die Politik gefragt.

Ich habe soweit vor allem den Aspekt der Repräsentation berührt. In der Diskussion, welche Voraussetzungen geschaffen werden müssten, damit sich die Einwanderungsgesellschaft im Museum wiederfindet, lässt sich jedoch auch ein viel profanerer und handfesterer Punkt benennen: die Personalstruktur. Ich kann hier nicht mit Zahlen aufwarten, doch es dürfte wohl nur wenige Institutionen im Land geben, die in so geringem Umfang Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit Migrationshintergrund beschäftigen, zumal in verantwortlichen Positionen, und damit so wenig die Zusammensetzung der Einwanderungsgesellschaft widerspiegeln, wie die Museen. Lord Ralf Dahrendorf hat unlängst eine Migrantenquote für deutsche Hochschulen gefordert, um Benachteiligten im Bildungsbereich auszugleichen.²⁰ Das ist sicher das letzte Mittel, doch vielleicht sollte tatsächlich über so etwas wie „affirmative action“-Maßnahmen nachgedacht werden, um die merkliche Unterrepräsentation in institutionalisierter Weise zu adressieren. In den USA ist diese Art der proaktiven Förderung von Minderheiten (etwa durch Bevorzugung bei der Einstellung) auch für Mu-



Ausstellungsansicht „Repères“,
Foto: Cité nationale de l'histoire de l'immigration, Awatef Chengel

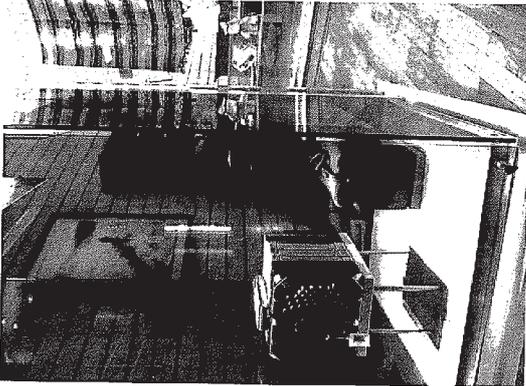
seit geräumter Zertgang und gäbe, wenn auch keineswegs unumsritten. Notwendig wären entsprechende Veränderungen nicht zuletzt im Sinne der Museen selbst. Denn das kulturelle Know-how von Migrantinnen und Migranten, das bei Sprachkompetenzen erst anfängt, muss dauerhaft für das Museum erschlossen werden, wenn es eine gestaltende Rolle in der Migrationsgesellschaft spielen will.

IV.

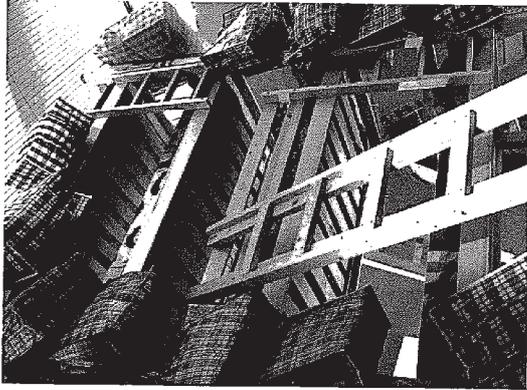
Ich habe eingangs eine Parallele zwischen dem aktuellen Thema „Museen als Plattform gesellschaftlichen Wandels“ und der Volksbildungsbewegung der Wende zum 20. Jahrhundert gezogen, insofern hier wie dort eine aktive Rolle des Museums in der Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse impliziert ist. In mindestens einer Hinsicht kommt diese Parallele allerdings an eine klare Grenze – und ich damit zu einem weiteren Punkt, den es zu reflektieren gilt. Es ist das Verhältnis des Museums zur Öffentlichkeit beziehungsweise die Frage, welchen Öffentlichkeiten sich das Museum heute eigentlich gegenüber sieht und in welcher Position.

In mancher, ich möchte sagen: heilsamer Weise, sind dabei die früheren Gewissheiten von den Konturen des Volkes und der Richtung, in die dieses zu bilden sei, verloren gegangen. Beschreiben lässt sich ein doppelter Prozess: Auf der einen Seite ist eine zunehmende Diversifizierung des Publikums zu verzeichnen – im Hinblick auf Herkunft, aber auch Alter, Wissensstand et cetera –, wobei hier als „Publikum“ nicht allein die tatsächlichen Besucher, sondern die möglichen Adressaten und Zielgruppen des Museums zu verstehen sind. Zum anderen schlägt sich auch im Museum ein Phänomen nieder, das Ulrich Beck und andere als Effekt reflexiver Modernisierung beschreiben: ein tendenzieller Verlust des wissenschaftlichen Deutungsmonopols. Neben das wissenschaftliche Wissen, von Experten produziert und mit dem Nimbus der Objektivität versehen, tritt verstärkt erfahrungsgesättigtes Wissen einzelner oder spezifischer gesellschaftlicher Gruppen. Individuelle und Gruppenerinnerungen erfahren eine Aufwertung und erhöhen die Neigung zu Einmischung und Widerspruch. Die Rolle des Museums verschiebt sich in dieser Entwicklung zunehmend von einem Ort der Seizung bestimmter Weltansichten zum Ort der Mediation und Moderation, auch: der konfliktiven Aushandlung verschiedener Deutungen.²¹

Was wäre die Konsequenz? Die Reaktion des Museums kann meines Erachtens nur dahin gehen, die traditionell unilineare, top-down-Beziehung zur Öffentlichkeit in noch



Ausstellungsansicht „Repères“,
Foto: Cité nationale de l'histoire de l'immigration, Iconoview



Ausstellungsansicht „Repères“,
Installation „Climbing down“ von Barthélémy Tognon.
Foto: Cité nationale de l'histoire de l'immigration, Iconoview

größeren Umfang in eine dialogische zu überführen und das Sender-Empfänger-Modell, dem es noch immer in weiten Teilen verpflichtet ist, zu revidieren. Um tatsächlich als Plattform demokratischen gesellschaftlichen Wandels wirksam zu werden, müsste das Museum auf breiter Basis mit dem Vorschlag ernst machen, den Bertolt Brecht bereits Anfang der 1930er Jahre in seiner Radiotheorie für den Rundfunk formuliert hat: „Der Rundfunk ist aus einem Distributionsapparat in einen Kommunikationsapparat zu verwandeln. Der Rundfunk wäre der denkbar großartigste Kommunikationsapparat des öffentlichen Lebens, ein ungeheures Kanalsystem, d. h., er wäre es, wenn er es verstünde, nicht nur auszusenden, sondern auch zu empfangen, also den Zuhörer nicht nur zu hören, sondern auch sprechen zu machen und ihn nicht zu isolieren, sondern ihn auch in Beziehung zu setzen. Der Rundfunk müsste demnach aus dem Lieferantentum herausgehen und den Hörer als Lieferanten organisieren“.²²

Um das Museum im Brecht'schen Sinne von einer „Distribution“, in eine „Kommunikationsanstalt“ zu verwandeln, bedarf es einer aktiven Einbindung diversifizierter Öffentlichkeiten. Partizipation wäre das Stichwort – und zwar in

einem ganz umfassenden Sinn. Jenseits der Möglichkeit an museumspädagogischen Programmen teilzunehmen oder bei Ausstellungen sein Feedback zu hinterlassen, gin-ge es dabei um eine substantielle Beteiligung und Mitsprache in der Produktion von Museen, ihren Sammlungen und Ausstellungen selbst. Also darum, das Publikum – ich adaptiere nochmals Brecht – „nicht nur sehen, sondern auch zeigen zu machen“ und den Museumsbesucher, der nun mehr wäre als nur Besucher, systematisch „als Lieferanten zu organisieren“, als Lieferanten von Ideen, Objekten, Konzepten, Inhalten und Positionen. In der Sprache des Leitmediums unserer Tage, des Internets mit seiner jüngsten Häufung als Web 2.0, hieß die Analogie: Mehr „user generated content“ für das Museum, also gleichsam ein „Museum 2.0“.

Das mag merkwürdig klingen, doch gibt es bereits zahlreiche gelungene Umsetzungen. In Australien etwa ist es inzwischen üblich, dass Museen so genannte „Community Galleries“ unterhalten. Gesellschaftlichen Gruppen, häufig Minderheiten, wird hier die Gelegenheit gegeben, selbstbestimmt und ohne größere Einflussnahme seitens des Museums, Themen und Geschichten zu präsentieren, die

ihnen am Herzen liegen. Zielpunkt ist gleichermaßen die Pluralisierung von Perspektiven in der musealen Darstellung und das Empowerment derer, die so von Repräsentierten zu Repräsentierenden werden, also vom Passiv ins Aktiv wechseln. Das Museum tritt dabei – analog zur Web-2.0-Philosophie – nicht als „content provider“, sondern als „content platform“ auf. Es stellt nicht die Inhalte selbst zur Verfügung, sondern allein die Infrastruktur, die anderen die Präsentation und Diskussionen ihrer Inhalte ermöglicht.²³ Im Angesicht der Pluralisierung von Erinnerungsgemeinschaften wird so mit der Abtreibung eines Teils des Museums zugleich ein zentralisierter Repräsentationsanspruch partiell aufgegeben.

Gewiss lassen sich auch in der deutschen Museumslandschaft ohne Weiteres „best practice“-Beispiele für umfangreiche Partizipation finden. Allein in Berlin wären – auch und gerade im Hinblick auf die Kooperation mit Migrantinnen und Migranten – etwa das Kreuzberg Museum,²⁴ das Museum Neukölln oder das Jugendmuseum Schöneberg hervorzuheben. Zu fragen wäre nur, ob nicht auch hier stärker strukturelle Verankerungen möglich wären, da solch einer Projekte nicht von der Initiative einzelner engagierter Museumsmacherinnen und -macher abhängig bleiben.

V.

Zwei Punkte zum Schluss: Man mag darüber streiten, welche realen Wirkungen das Museum in seinem Engagement als Plattform gesellschaftlichen Wandels erzielen kann. Der bereits erwähnte Richard Sandell sieht hier nahezu unbegrenzte Möglichkeiten, wenn er schreibt: „Museen aller Couleur haben sowohl das Potenzial als auch die Verantwortung zum Kampf gegen soziale Ungleichheit beizutragen.“²⁵ Stephen Weil, der unlängst verstorbene große alle Mann der amerikanischen Museumszene, gibt sich dagegen skeptischer: „Museen sollten etwas beschreibender sein im Hinblick auf ihre Fähigkeit, die Schwierigkeiten der Communities zu lindern, in denen sie verankert sind. Wir alle leben in einer Gesellschaft bestürzender Ungleichheit, einer Gesellschaft, die dramatisch daran gescheitert ist, Gemeinschaftlichkeit zu sein, und einer Gesellschaft, die entschlossen zu sein scheint, den Planeten zu zerstören, der ihre einzige Existenzgrundlage darstellt. Museen haben diese Übel weder verursacht, noch liegt es – von der Möglichkeit auf sie hinzuweisen abgesehen – in ihrer alleinigen Macht, viel dafür zu tun, um ihnen abzuhelfen.“²⁶ Wahrscheinlich sollten wir beide Anstöße ernst nehmen:

die Erinnerung, dass im Museum allein die Welt nicht zu reifen ist, und den Anspruch, im Rahmen der Möglichkeiten dennoch das Beste zu versuchen.

Wichtiger noch erscheint mir ein Zweites: Die Charakterisierung des Museums als Plattform gesellschaftlichen Wandels mag inzwischen breite Zustimmung finden (siehe Internationaler Museumstag). Was dabei, wenn gleich offensichtlich, leicht verloren geht, ist, dass die Auseinandersetzung damit ja erst am Anfang ist. Denn schließlich stellt sich dann unmittelbar die eminent politische Frage, auf welche Weise und in welche Richtung sich Gesellschaft dem eigentlich wandeln soll. Dies ist, wie bei allen politischen Fragen, keineswegs Konsens oder von vornherein entschieden, sondern Gegenstand kontroverser Debatte – früher, heute und hoffentlich auch in Zukunft.

Vortrag auf der Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes zum Thema „Museen in der Informationsgesellschaft“ am 6. Mai 2008 in der Johannes a lasco Bibliothek Emden.

Joachim Baurs Dissertation zur „Musealisierung der Migration“ erscheint Anfang 2009.

Anmerkungen

- Die Zitate entstammen einer Besprechung der Tagung von Ludwig VOLKHMANN: Die Museen als Volkshochschulen. In: Pädagogische Reform 1 (1904) 4, S. 35–43, hier: S. 35 u. 37. Für die Beiträge der Tagung selbst vgl.: Die Museen als Volkshochschulen. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtsvereine. Berlin 1904.
- Vgl. etwa SANDELL, Richard (Hrsg.): Museums, Society, Inequality. London/New York 2002; ders.: Museums, Prejudice and the Reframing of Difference. Abingdon/New York 2007; JAMES, Robert R./CONTAY, Gerald T. (Hrsg.): Looking Reality in the Eye. Museums and Social Responsibility. Calgary 2005; KNELL, Simon J./MACLEOD, Suzanne/WATSON, Sheila E. R.: Museum Revolutions. How Museums Change and Are Changed. London/New York 2007.
- LÜBBE, Hermann: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. London 1982, S. 18.
- Ich entlehne das schöne Goethe-Kunstwort dem Titel des antienten Bändchens von Manfred OSTEN: „Alles veloziferisch“ oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit. Zur Modernität eines Klassikers im 21. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2003.
- Das Bild vom Museum als „Speicher und/oder Generator“ geht zurück auf Gottfried KORFF: Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum.

In: DERS.: Museumsdinge. Deponieren – Exponieren. Köln u. a. 2002, S. 167–178.

- KRETSCHMANN, Carsten: Räume öffnen sich. Naturhistorische Museen im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Berlin 2006, S. 295 ff.
- BENNETT, Tony: The Birth of the Museum. History, Politics, Theory. London/New York 1995, S. 20 f.
- CAMERON, Duncan: The Museum, a Temple or the Forum. In: ANDERSON, Gail (Hrsg.): Reinventing the Museum. Historical and Contemporary Perspectives on the Paradigm Shift. Walnut Creek 2004, S. 61–73; LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND (Hrsg.): Vom Elfenbeinturm zur Fußgängerzone. Drei Jahrzehnte deutsche Museumsentwicklung. Opladen 1996.
- Als Überblick und Einstieg in die Diskussion nützlich ist noch immer KARP, Ivan/MULLEN KREAMER, Christine/LAVINE, Steven D. (Hrsg.): Museums and Communities. The Politics of Public Culture. Washington/London 1992.
- LICHTWARK, Alfred: Museen als Bildungsstätten. In: Die Museen als Volkshochschulen. Ergebnisse der 12. Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtsvereine. Berlin 1904, S. 6–12, hier: S. 8.
- Institut für Museumforschung: Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2006. Berlin 2007, S. 45.
- Aus der Fülle der Veröffentlichungen hier nur ein neuerer Titel, der die diesbezüglichen Traditionen und Kontinuitäten diskutiert: MUTTENTHALER, Roswitha/WONISCH, Regina: Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen. Bielefeld 2006.
- SANDELL (2002), a. o. S. 8 (Übersetzung J. B.).
- GREENBLATT, Stephen: Die Zirkulation sozialer Energie. In: CONRAD, Christoph/KESSEL, Martina (Hrsg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion. Stuttgart 1994, S. 219–250; vgl. auch: GREENBLATT, Stephen: Resonanz und Stauern. In: DERS.: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Berlin 1991, S. 7–29.
- Zu beachten ist dabei sicher Gottfried Korffs Verweis auf die Keitseite der Dinge, die ja immer Sedimentierung von Kultur und Geschichte bedeuten und so auch die Gefahr der Fixierung von Stereotypen, der Klischeebildung und Klischeebildung mit sich führen (KORFF, Gottfried: Fragen zur Migrationsmusealisierung. Versuch einer Einleitung. In: HAAMPE, Henrike (Hrsg.): Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis. 16. Tagung der Arbeitsgruppe Sozialethikforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Ulm 7.–9. Oktober 2004. Münster 2005, S. 5–15, hier: S. 7). Unabdingbar wäre inselern, mit Dingen zu arbeiten, die in besonderem Maße

Polyvalenz und Prozesshaftigkeit zum Ausdruck bringen, und überdies in Objekt- und Objekt-Text-Arrangements der Stillstellung von Kultur entgegenzuwirken.

Speziell im Hinblick auf die Betrachtung von Identitätsprozessen nennt die Kulturanthropologin Ayse Çağlar indes noch einen weiteren Vorteil objektbasierter Ansätze, der auch für das Museum fruchtbar gemacht werden könnte. Statt sich auf vordefinierte Personengruppen (bzw. Einwanderer-Communities) oder einen geografischen Raum zu konzentrieren, empfiehlt sie von räumlich und zeitlich gegebenen Person-Objekt-Beziehungen auszugehen. Denn: „By plotting the networks of interconnected practices surrounding objects, and the sentiments, desires, and images these practices evoke, we can avoid the need to define collectivities in advance.“ (ÇAGLAR, Ayse: Hyphenated Identities and the Limits of „Culture“. In: MODOOD, Tariq/WERBNER, Pnina (Hrsg.): The Politics of Multiculturalism in the New Europe. Racism, Identity, and Community. London 1997, S. 169–185, hier: S. 180).

16 SLOTERDIJK, Peter: Museum. Schule des Befremdens. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Magazin vom 17. März 1989, S. 56–66, hier: S. 62. Interpretiert und weitergeführt sind Sloterdijks Überlegungen von KORFF (2002), a. o. S. 168f.

17 Zum „Normalfall Migration“ vgl. BADE, Klaus J./OITWIMER, Jochen: Normalfall Migration. Bonn (Bundeszentrale für Politische Bildung) 2004.

18 An anderer Stelle diskutiere ich einige dieser Einrichtungen ausführlicher und weise dabei auch auf ihre Schwächen, namentlich die Affirmation des jeweiligen nationalen Rahmens, hin: BAUR, Joachim: Inszenierung der Migration und/oder als Inszenierung der Nation. Zu Strategien und Widersprüchen von Einwanderungsmuseen in den USA, Kanada und Australien. In: SCHNEIDER, Ingo/SCHINDLER, Margot/BERGER, Karl (Hrsg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. Referate der 25. Österreichischen Volkskundetagung 2007 in Innsbruck.

2009. – Eine Vielzahl von Artikeln zu europäischen Migrationsmuseen, vor allem der französischen Cité Nationale de l'histoire de l'immigration in Paris, versammelt die Zeitschrift Museum International 59 (2007), 1–2. Für einen ersten Überblick vgl. auch die Website des Migration Museums Network <http://www.migrationmuseums.org/web/> (letzter Zugriff 17. Dezember 2008).

19 Dies betont auch Gottfried KORFF (2005) a. o. S. 12 f. Ein Manifest für ein Migrationsmuseum in Deutschland entwirft Ayşe ERYILMAZ: Deutschland braucht ein Migrationsmuseum. Plädoyer für einen Paradigmenwechsel in der Kulturpolitik. In: MOTTE, Jan/OHLIGER, Rainer (Hrsg.): Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik. Essen 2004, S. 305–319.

- ²⁰ PRUSSKY, Christine: Zuwanderer an die Unis. Soziologe Ralf Darendorf fordert Migrantenquote. In: Spiegel Online, 21. September 2007.
- ²¹ Diese Prozesse analysiert eingehend Rosmarie BEIER-DE HAAN: *Erinnerte Geschichte – Inszenierte Geschichte. Ausstellungen und Museen in der Zweiten Moderne*. Frankfurt am Main 2005, speziell S. 111 ff.
- ²² BRECHT, Bertolt [erstmalig 1932]: Der Rundfunk als Kommunikationsapparat. Rede über die Funktion des Rundfunks. In: DERS.: *Ausgewählte Werke in sechs Bänden*. Sechster Band: Schriften. Frankfurt am Main 1997, S. 146–151; hier: S. 147f.
- ²³ Nach Peter Weibel hängt von der Entfaltung einer solchen Interaktivität im erweiterten Sinn, wie sie der Web-2.0-Philosophie eignet, gar die Zukunftsfähigkeit des Museums ab: *„Wenn wir im Museum weiter so verfahren wie ein Fernsehsender, dass wir dem Besucher Werke in einer bestimmten Reihenfolge und zu einer bestimmten Zeit zeigen, also kuratieren wie ein Programm- direktor und programmieren wie ein Kurator, und der Betrachter nicht die Möglichkeit hat, selbst ein Programm zusammenzustellen, dann wird das Museum obsolet. [...] Denn der Betrachter wird sagen, ‚ich gehe nur noch ins Museum, wenn ich ein Kulturverhalten verspüren möchte wie im 19. und 20. Jahrhundert.‘“* (WEIBEL, Peter: *Das Museum im Zeitalter von Web 2.0*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 49/2007, S. 3–6, hier: S. 5). Seine aufs Kunstmuseum gemünzten Vorschläge zur Umsetzung tendieren jedoch zu stark ins Virtuelle beziehungsweise setzen einseitig auf die Techniken des Internets: Die Idee eines „Museum 2.0“ als realer Ort ist hingegen weiter ausgeführt und illustriert auf der Website <http://www.museumtwo.blogspot.com/> (letzter Zugriff 17. Dezember 2008). In mancherlei Hinsicht hallen in dem Konzept die visionären Vorschläge wider, die James Clifford bereits vor über zehn Jahren unter dem Schlagwort „Museums as Contact Zones“ in die Debatte geworfen hat (vgl. CLIFFORD, James: *Routes. Travel and Translation in the Late Twentieth Century*. Cambridge, Mass. 1997, S. 188–219).
- ²⁴ Vgl. hierzu DÜSPOHL, Martin: *Das Museum als sozialer Faktor*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 49/2007, S. 33–38.
- ²⁵ SANDELL (2002), a. a. O., S. 3 (Übersetzung J. B.).
- ²⁶ WEIL, Stephen (1995): *A Cabinet of Curiosities. Inquiries Into Museums and Their Prospects*. Washington/London S. xvi, zit. n. SANDELL (2002), a. a. O., S. 8 (Übersetzung J. B.).

Verfasser

Dr. Joachim Baur
 Projekt-Mitarbeiter
 Zeitgeschichtliches Forum Leipzig
 Grimmaische Straße 6
 04109 Leipzig
 joachim.baur@gmx.net